Stickerei

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Mitteilungen über Textilindustrie : schweizerische Fachschrift für die gesamte Textilindustrie**

Band (Jahr): **28 (1921)**

Heft 20

PDF erstellt am: **30.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

vielfach hinderlich im Wege stand. Die zünftigen Weber des Mittelalters waren, wie die anderen Zünfte allerdings auch, recht futterneidische Gesellen, die ängstlich darüber wachten, daß der einzelne unter ihnen nicht mehr schaffen und verdienen konnte als ein anderer, und dementsprechend waren die Zunftgesetze fast überall abgefaßt. Aus diesen Gründen stand man auch allen Verbesserungen der Webereigeräte ziemlich ablehnend gegenüber, und wo solche dennoch gemacht wurden, konnten und durften sie nur zur Anwendung kommen, wenn der Erfinder seine Neuerung allen Berufsgenossen seines Ortes zugänglich machte, wobei er selbst besondere Vorrechte oder Vorteile aus seiner Erfindung nicht beanspruchen durfte. Damit war natürlich dem Erfindungsgeist von vornherein der stärkste Ansporn benommen. Gerade in den Webergilden war dieser beschränkte und futterneidische Geist heimisch, was zum großen Teil die Ursache gewesen sein mag, daß die technische Entwicklung dieses Gewerbes Jahrhunderte hindurch nahezu auf derselben Stelle blieb.

Die ersten Anfänge zur Vervollkommnung der Webereitechnik und der Verbesserung der für diese notwendigen Hilfsmittel gingen von der Seidenweberei aus. Als einer der ersten Erfinder auf diesem Gebiete tritt uns der Seidenbandweber Anton Moller aus Danzig, der Erfinder des verbesserten Seidenbandwebstuhles, auch Seidenmühle oder Bandmühle genannt, entgegen. Im Jahre 1586 (nach anderen 1600) stellte Moller einen solchen Apparat fertig, auf dem ein Arbeiter gleichzeitig 16 bis 20 Bänder auf einmal herstellen konnte, während auf dem alten Bandstuhl immer nur ein einziges Band gewebt werden konnte. Diese wichtige Erfindung sollte ihrem Urheber jedoch sehr verhängnisvoll werden. Die Danziger Bandweber sahen in der Neuerung eine schwere Bedrohung ihres Gewerbes, die nach ihrer Meinung zur Folge haben mußte, sie zum größten Teil arbeitslos und brotlos zu machen. Sie rotteten sich zusammen, drangen in Mollers Haus ein und zerstörten seine Maschine vollkommen. Der Erfinder selbst wurde von der wütenden Menge gepackt und in die Weichsel geworfen, wo er seinen Tod fand. In verbesserter Form tauchte die Erfindung dann im Jahre 1623 in der Schweiz wieder auf, in Leyden dagegen im Jahre 1629, und im Laufe der folgenden Zeit gewann der Bandwebstuhl langsam an Verbreitung, freilich immer nur unter heftigstem Widerstand der Bandweberzünfte, die sogar mehrfach behördliche Verbote der Benutzung der neuen Maschine erwirkten. Ein solches Verbot wurde im Jahre 1685 in Deutschland erlassen, und Kaiser Karl VI. erneuerte noch im Jahre 1719 auf Drängen der Posamentierer und Bortenweber dieses Verbot für ganz Deutschland. In Hamburg soll sogar ein Bandwebstuhl auf Befehl des Magistrates öffentlich verbrannt worden sein.

Aus ungefähr derselben Zeit wie die Erfindung des Bandwebstuhles stammt übrigens auch noch die Erfindung einer anderen textiltechnischen Maschine, nämlich der Strickmaschine durch den Engländer Lee. Es wird berichtet, daß Lee diese Maschine erfunden haben soll, um seiner Braut, die bei seinen Besuchen stets und ständig mit dem Strickstrumpf beschäftigt war und ihrem Verlobten infolgedessen nicht die Aufmerksamkeit zuwenden konnte, die dieser wünschte, die Arbeit zu erleichtern und ihr so mehr Muse zu schaffen, sich mit ihm zu beschäftigen. Demnach wäre also die Eifersucht auf den Strickstrumpf der Anlaß zur Erfindung der Strickmaschine gewesen. Nach einer anderen Mitteilung dagegen soll Lee erst, als er bereits verheiratet und Prediger zu Calverton war, diese Erfindung gemacht haben, weil seine Frau durch Strümpfestricken einiges zum Unterhalte der Familie hinzuzuverdienen suchte. Wie dem auch sei, jedenfalls war es Lee, der den ersten Stuhl für die Strumpfwirkerei herstellte und zwar gleich in solcher Vollkommenheit, daß noch die heutigen Maschinen dieser Art vollständig auf jener ersten Erfindungskonstruktion beruhen. Lees Maschine bestand aus 2000 Teilen und wurde zum ersten Male im Jahre 1589 von ihm zur Anwendung gebracht. Er suchte nunmehr die zünftigen Strumpfwirker für seine Maschine zu gewinnen, erfuhr jedoch dasselbe Schicksal wie die meisten Erfinder auf dem Gebiete der Textiltechnik. Die Maschine erweckte Argwohn und Befürchtung bei den Zünften und Lee wurde von diesen auf das heftigste angefeindet als Verderber der Zunft. Da sich auch die Regierung, an die er sich zwecks Verwertung seiner Erfindung gewandt hatte, seiner nicht annahm und ihm auch jede Unterstützung gegen die Anfeindungen der Zünfte versagte, wandte er sich nach Frankreich. Hier fand er mehr Verständnis für seine Erfindung als im eigenen Vaterlande, und die französische Regierung setzte ihm die Mittel zur Begründung einer mechanischen Strumpfwirkerei aus. In dieser stellte Lee auch die ersten auf einer Maschine gestrickten seidenen Strümpfe her, die Maria von Medici trug. Die politischen Ereignisse in Frankreich lenkten jedoch die Aufmerksamkeit von seiner Erfindung wieder ab, sodaß letzten Endes auch dieser Erfinder um den Lohn seiner Arbeit kam. Nach seinem Tode wurde die Strickmaschine von einem Bruder Lees wieder nach England zurückgebracht. Diesmal fand sie hier mehr Verständnis. Eine Reihe von Fabrikanten sicherte sich die Benutzung und legte damit den Grund zu der alsbald kräftig emporblühenden mechanischen Strumpfwirkerei in England. Von dort aus gelangte die Maschine dann mit gleichem Erfolg auch nach den anderen europäischen Ländern. Ursprünglich nur für die Seidenstrickerei verwandt, wurde die Maschine in der Folgezeit auch zur Verarbeitung aller anderen Textilstoffe zur Anwendung gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Stickerei

Zur Geschichte der ostschweizerischen Industrie.

Im Auftrage des Kaufmännischen Direktoriums in St. Gallen bearbeitet Dr. Hans Beerli einen Bericht über Industrie und Handel des Kantons St. Gallen in den Jahren 1901—1910. Der Bericht ist bisher unveröffentlicht, doch konnte die „N. Z. Z." zu wiederholten Malen einige Abschnitte davon publizieren. Da diese Arbeiten für Textilfachleute von ganz besonderer Bedeutung sind — zeigen sie doch, we oft aus kleinen, bescheidenen, privaten Versuchen sich eine Industrie entwickeln kann — glauben wir im Interesse unseres Leserkreises zu handeln, wenn wir einige dieser Abschnitte zum Abdruck bringen.

Die Redaktion.

I. Feine Handstickerei.

In der ersten Hälfte des Jahrzehntes von 1901 bis 1910 hatte die feine Appenzeller Handstickerei mehr Aufträge als Arbeitskräfte. Obwohl diese letzteren in jener Zeit einen guten Verdienst (bis 5 Fr. im Tag) fanden, hielt es doch schwer, den Bestand an geübten Stickerinnen zu ergänzen, da die Schifflistickerei mit ihren verhältnismäßig hohen Löhnen immer mehr Kräfte an sich zog. So sind im Werdenbergischen und in den angrenzenden Gemeinden des St. Galler Oberlandes die früher dort zahlreichen Handstickerinnen für die sogen. Aussteuerartikel allmählich im Verschwinden begriffen. Durch die hohen einheimischen Löhne wurde die Konkurrenzfähigkeit mit der französischen Vogesenstickerei, die fabelhaft billig arbeitete, wesentlich beeinträchtigt, obwohl sich deren Erzeugnis hinsichtlich der Qualität mit der appenzellischen Stickerei keineswegs vergleichen läßt, indem der zu bestickende Stoff nicht aufgespannt wird und außerdem gröbere Garne zur Verwendung kommen. Dieser Uebelstand wurde freilich einigermaßen wettgemacht durch lohnende Beschäftigung für das Inland, insbesondere für reichere Aussteuern, sowie

durch die Tatsache, daß der feinste Fassonverkehr für den französischen Markt nach wie vor unserer feinen Handstickerei vorbehalten blieb. Einen bedeutenden Absatz fand die Handstickerei auch durch die Vermittlung der jedes Frühjahr nach den größeren Kurorten ausziehenden sogen. „Schöttler". In unserer schnellebigen Zeit gestaltete es sich freilich immer schwieriger, die Ausführung von eigentlichen Prachtstücken, wie kunstvoller Mouchoirs oder Dekken, unterzubringen, während rascher zu erledigende Aufträge, z. B. die Herstellung von Monogrammen und sonstigen einfacheren Dekorationen, bei den Stickerinnen beliebter waren.

Der Verkehr in schweren Leinenartikeln mit Frankreich, dem bisherigen Hauptkunden der feinen Handstickerei, ging seit dem Jahre 1906 gewaltig zurück, indem die durch den Vertreter des Vogesen-Departements und bekannten Schutzzöllner Méline veranlaßten übermäßig hohen Ansätze bei der Revision des französischen Zolltarifes die Einfuhr dieses Artikels gewaltig hemmten. Gleichzeitig zeigte sich eine auffallende Verminderung des Durchschnittswertes der Leinenstickereien, hauptsächlich bedingt durch die gesteigerte Ausfuhr von namentlich in Deutschland begehrten gestickten Leinenblusen, die zu einem großen Teil auf der Stickmaschine hergestellt wurden. Mit dem bald darauf eintretenden Sinken der Nachfrage nach den beiden genannten Artikeln brachen für die Handstickerei stillere Zeiten an, wodurch bei einem entsprechenden Sinken der Löhne der Uebergang ihrer Arbeitskräfte zur Schifflistickerei weitere Förderung fand. Der Durchschnittspreis für Leinenstickereien betrug am Abschlusse unserer Berichtsperiode 43 Fr. 51 per Kilogramm, gegenüber 103 Fr. 02 am Anfang des Jahrzehntes (höchster Stand im Jahre 1903 mit 121 Fr. 64). Dadurch gelangt schon deutlich zum Ausdruck, daß die als Kunde der feinen Handstickerei immer mehr in Vordergrund tretenden Vereinigten Staaten, deren St. Galler Konsulat in seinen monatlichen Ausfuhrübersichten 1904 eine besondere Rubrik „Appenzell Goods" einführte, nur für billigere Artikel in Frage kamen.

Ein weiterer Umstand, der für die feine Handstickerei ungünstig ins Gewicht fiel, ist außer dem Aufkommen der anschließend zu besprechenden sogen. „Lorrainestickerei" die Erscheinung zu nennen, daß das Geschäft in jenen Artikeln sich immer mehr in den Händen kleiner Fabrikanten und Fergger zersplitterte, wodurch ihm die frühere solide Grundlage teilweise genommen wurde.

Für denjenigen, der die Ausfuhrverhältnisse unserer feinen Handstickerei an Hand der schweizerischen amtlichen Handelsstatistik verfolgt, ist zu bemerken, daß weder die Ziffern der Zolltarifnummer 389 (Handstickereien) noch diejenigen der Position 421 (Leinenstickereien) ein zutreffendes Bild über den Export dieser Artikel zu geben vermögen. Denn mehr wie einmal befinden sich unter den Leinenstickereien sehr viele auf der Maschine hergestellte Stickereien, so z. B. alle Lorraineartikel auf Leinen, während anderseits die Position 389 „Handstickereien" unter die Kategorie Baumwolle fällt, und sich demnach, da es mit Ausnahme weniger Artikel eine Handstickerei auf baumwollenen Geweben gar nicht gibt, in der Hauptsache auf ungenau deklarierte Maschinenstickereien beziehen wird. Dieser Umstand hat das Kaufmännische Direktorium in St. Gallen wiederholt veranlaßt, eine bessere Ausscheidung der Handstickereien im Zolltarif zu beantragen.

Hilfs-Industrie

Der Einfluß der Feuchtigkeit auf die Farbtöne. Es ist eine bekannte Tatsache, daß beim Färben mit gewissen Farbstoffen die Nuance durch Wärme verändert wird. Blau-Töne werden röter, währenddem gelbe mehr orange und Orange-Töne mehr scharlach erscheinen. Die Nuancenänderung geht langsam vor sich. In den meisten Fällen dauert es mehrere Stunden bis die ursprüngliche Nuance zurückgekehrt ist. Die Aenderung des Farbtones in der Wärme hängt auch von der Natur des Farbstoffes ab. Gewisse Farbstoffe sind sehr empfindlich gegen Hitze und wieder andere gar nicht. Allgemein wird die Ursache dieser Erscheinung der Einwirkung der Wärme auf den Farbstoff zugeschrieben. Diese Annahme erscheint aber zweifelhaft und zwar aus folgenden Gründen:

1. Die durch die Wärme veränderte Nuance kehrt langsam zur ursprünglichen zurück, in dem Maße, als das gefärbte Material die Temperatur der umgebenden Atmosphäre annimmt.

2. Der Farbton des Materials, wie es aus der kochenden Farbflotte genommen wird, ist derselbe wie beim kalten und nassen Muster aus demselben Farbbade, in beiden Fällen ist der Farbton verschieden von dem des trockenen und kalten Musters. Hieraus fogt, daß die Nuancenveränderung nicht durch die Wärme verursacht wird, sondern von dem hygroskopischen Zustande der gefärbten Ware bedingt ist. Um diese Hypothese zu beweisen, wurden Wollfilzmuster mit verschiedenen Farbstoffen gefärbt und jedes Muster in drei Teile zerschnitten.

Einen Abschnitt legte man in einen Exsiccator über konzentrierter Schwefelsäure, also in eine trockene Atmosphäre, wobei die Wolle alle Feuchtigkeit verlor. Einen zweiten Abschnitt bewahrte man in einem Exsiccator, gefüllt mit Wasser, auf, wobei sich die Wolle mit Feuchtigkeit sättigte. Der dritte Abschnitt wurde der Zimmerluft ausgesetzt. In der trockenen, kalten Atmosphäre wurde die Nuance ebenso verändert wie beim Trocknen in der Wärme im Trockenraum. In der nassen Atmosphäre nahm das Muster denselben Farbton an wie die kalte feuchte Probe. Die Versuche sind mit einer großen Anzahl von Säure- und Chromfarbstoffen wiederholt worden und in jedem Falle war die Ursache der Nuancenänderung der Feuchtigkeitszustand der Faser. Die Hitze wirkt nur als Entferner der Feuchtigkeit. Die Rückkehr zum ursprünglichen Farbton geht nur langsam vor sich, da es längere Zeit erfordert, bis die Faser ihren normalen Feuchtigkeitsgehalt wieder angenommen hat. („Textile Manufacturer".)

Mode-Berichte

Von der neuen Herbst- und Wintermode

Während wir uns bis vor etwa zehn Tagen noch so recht der absonderlich warmen Oktobersonne freuten, uns mitunter gar in die Hundstage versetzt wähnten, brachte uns der plötzlich eingetretene Temperatursturz, der Biswind, der grimmig über die Fluren fegt und ein erstes Schneewehen der vergangenen Woche die Gewißheit, daß wir eben doch dem Winter entgegengehen. Dadurch ändert sich auch äußerlich die Mode unserer Damenwelt. Unsere führenden Nouveauté- und Modehäuser und all die vielen großen und kleinen Konfektionäre haben während der Uebergangszeit fieberhaft gearbeitet und uns zum Teil in Modeschauen und besonderen Anlässen (Schweizerwoche) ein Bild der neuen Modeschöpfungen gegeben. Dem aufmerksamen Beobachter dürften die wesentlichen Merkzeichen der neuen Mode: der etwas längere Rock, die Vorliebe für irgendeinen und irgendwo herabhängenden Zipfel für tiefgelegte Gürtel und eigenartige Aermel aufgefallen sein.

Die Rocklänge ist gegenwärtig ca. 21—26 cm vom Boden und damit die denkbar angenehmste. Zu denken geben jetzt nur die geraden und abgerundeten Panneaux oder Schürzenteile, die Bänder und Schärpenenden (von Tüll am Gesellschaftskleid) und die Spitzenüberwürfe, die das Kleid gern länger erscheinen lassen und die mit einer manchmal geradezu genialen Unregelmäßigkeit auf eine bevorstehende weitere Verlängerung des Rockes hindeuten. Glaubte man voriges Jahr, mit dem Stilkleid sei dem weiten oder gar eingereihten Rock die Bahn freigegeben, so muß man jetzt feststellen, daß das Chemisekleid mit einer natürlich sich ergebenden Weite triumphiert. Immerhin kommt der futteralähnliche Rock nunmehr nur noch als Unterkleid in Betracht.

Eigentlich ist die Mode recht einfach. Ein schlichtes Samtkleid z. B. mit einem Gürtel aus farbigen Gummischnüren oder Metall oder auch nur im ganz leichten